

Zeitschrift: Neues Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 5 (1899)

Artikel: Der Philosoph Herbart in Bern
Autor: Steck, R.
Kapitel: 3: Eine Reise in die Alpen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-127413>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auch der Aufenthalt in Märchigen sagte ihm außerordentlich zu, und die Stadt Bern imponierte ihm durch ihre vornehme Bauart. So schreibt er einmal: „Die große, schöne, stolze Stadt Bern mit ihren regelmäßigen, äußerst wohl gebauten, doch nicht prächtigen Häusern und Straßen und Arkaden ist von einem wohlhabenden, zufriedenen Lande umgeben, indeß das krumme, schiefe, finstere, eckige Zürich mit seinen lächerlichen dreifachen Thoren und bedeckten Wegen und Schanzen — die alle einem nahen Hügel, von wo die ganze Stadt in den Grund geschossen werden kann, die Kniee beugen müssen — sich gegen seine beinahe empörten Bauern in Sicherheit setzen muß, und aus Furcht, sie möchten zu klug werden, ihnen und den Unterthanen der Eidgenossenschaft die öffentlichen Schulen ver schließen!“¹⁾ Und ein andermal: „Sonst sehe ich in Bern nicht viel mehr, als die schöne Stadt (über deren Anblick ich mich jedesmal freue, und deren sichtbar gleichverteilter Wohlstand mich immer eine Lobrede auf die bisherige Regierung dünkt) — dann die Alpen und die Leute im Hause. Für Gesellschaften habe ich weder Lust noch Zeit.“ . . .

3. Eine Reise in die Alpen.

Mit den Naturschönheiten des Berner Oberlandes konnte Herbart bald nähtere Bekanntschaft machen auf einer kleinen Reise, die er mit den beiden ältesten Zöglingen Ludwig und Karl im Sommer 1797 antrat. Der von ihm verfaßte Bericht über diese Reise ist nicht nur in Ziller's Herbartischen Reliquien, sondern auch in Herbarts gesammelten Werken abgedruckt, jedoch irrig

¹⁾ vom 12. Juni 1797, an Rist, Ziller 51.

dem Jahre 1798 statt 1797 zugewiesen. Er ist von hohem Interesse.

Einer der Wildbäche, die bei Brienz von den Bergen herunterkommen, hatte Verheerungen angerichtet — wie auch in unsrern Zeiten wieder — und Altländervogt Steiger war mit der Untersuchung des Schadens beauftragt worden. Er begab sich am 31. Juli nach Interlaken und nahm die beiden ältesten Söhne und deren Hauslehrer mit. Von Interlaken aus ließ er sie allein das Lauterbrunner-Thal durchwandern, dann über die Wengernalp nach Grindelwald und über die große Scheidegg nach Meiringen reisen, von wo sie wieder nach Interlaken, Thun und Märligen zurückkehren sollten, wo sie auch am 7. August wohlbehalten wieder anlangten. Im Lauterbrunnenthal wurde natürlich der Staubbach besucht, und zwar bewunderte ihn Herbart besonders von der Chorbalmhöhle aus, die ihm gerade gegenüber liege, eine Höhle, die von einem Kristallsucher in den Berg gegraben sein solle. Hinten im Thale war damals noch ein Bergwerk im Betrieb, das auf Blei, aber auch auf Silber und Zink ausgebeutet wurde und den Reisenden reiche Beute an Mineralien lieferte. Man war eben im Begriff, die verlorenen Erzgänge durch Anlegung von zwei neuen Querstollen wieder aufzusuchen. Die Schmelzöfen warteten noch auf hinreichende Ausbeute, um wieder in Thätigkeit gesetzt zu werden.

Dann folgte die Besteigung der Wengernalp, wo in einer Sennhütte Mittag gemacht wurde. Lustig ist, wie Herbart den Gebrauch des Melkfuhls schildert. „Um uns zu Mittag mit Rahm, Käsemilch und Zieger zu bewirten, setzte man statt des Tisches ein dickes,

oben ebenes Stück von einem Baumstamm in die Halle, bedeckte es mit einem reinen Tuche von grober, grauer Leinwand, brachte mit dem Rahm und Zieger (einer Art weichen Käses) drei hölzerne Löffel und ein kleines Messer, das ehemals von einer Hobelbank verworfen zu sein schien, und drei Stühle — ja die Stühle muß ich, trotz ihrer außerordentlichen Simplicität, etwas genauer beschreiben. Man denke sich die Hälfte von einem cirkelrunden Brette, in der unten ein ganz kurzer Stock oder Stab steckt und die zu beiden Seiten mit Bändern versehen ist, welche man nach Gefallen um den Leib binden und dann mit dem Stuhle laufen kann, wohin man will. Der Stock macht mit den beiden Füßen des Sitzenden drei Füße, und so ist man in einer glücklichen Mitte zwischen Stehen und Sitzen, wovon diejenigen, die nie andere als vierfüßige Stühle kannten, schlechthin keine Idee haben können. Frei und gelenfig kann man sich links und rechts drehen und schaukeln; nur ein wenig Vorsicht bedarf's, damit das hölzerne Bein nicht gleite."

Der Eindruck der hohen Berge, Jungfrauenhorn, wie er schreibt, Mönch und Eiger, war ein gewaltiger, doch zog er den Anblick derselben von Märchlichen aus „wo man die Häupter der ganzen Kette an heitern Tagen gleich unkörperlichen Lichtgestalten über einem feinen Dunste schweben sieht, der den Fuß verbirgt und das Auge fast an eine Durchsicht in eine unendliche Ferne glauben macht“ an Schönheit vor. Auffallend ist, wie wenig die damals geltenden Höhenbestimmungen der Berge der Wirklichkeit entsprechen. Die kleine Scheidegg soll eine Höhe von ungefähr 9000 bis 10 000 Fuß über Meer haben, etwa $\frac{2}{3}$ von der Höhe

des Montblanc's! In Wirklichkeit beträgt ihre Höhe nur 2066 Meter, oder 6886 Fuß. Damals waren doch schon die ersten trigonometrischen Höhenbestimmungen aus den Berner Alpen gemacht und in dem 1790 zu Bern erschienenen Schriftchen von Tralles: Bestimmung der Höhen der bekannteren Berge des Kantons Bern veröffentlicht. Es scheint, daß diese neuen Resultate damals noch nicht in weiteren Kreisen bekannt geworden waren und der gewöhnliche Fehler der Neuberechnung vertikaler Höhenverhältnisse noch Einfluß übte.

Der Weg führte weiter nach Grindelwald, wo noch am gleichen Abend der untere Gletscher besucht wurde. Nachher unterhielt dann der Wirt die Gesellschaft mit einer abenteuerlichen Erzählung von einem Sturz in eine Gletscherspalte, den er selbst erlitten hatte, wo er dann mit gebrochenem Beine durch die Öffnung, welche das Gletscherwasser wieder herausläßt, wieder an's Tageslicht gekrochen sei. Auch die Gletscherbettelei war damals schon im Schwange. Am nächsten Tag wurde auch der Mettenberg und das Eismeer besucht, dann gingen die Reisenden über die große Scheidegg nach Meiringen im Haslithal, wo die jungen Herren Steiger von der Frau des Landammanns erkannt und freundlich bewirtet wurden. Am Abend des zweiten Tages wurde Herbart entzückt durch den Gesang zweier Mädchen und dachte sich bei den süßen Klängen allerlei romantisches über den Inhalt des Liedes, dessen Worte er nicht verstand. Ärgerlich wurde er aus diesen Träumen aufgestört, als der junge Ludwig, der mit seiner Flöte eingefallen war, ihm sagte: es ist das à la mort Lied, man bläst es, wenn man einen

Hasen geschossen hat, womit Herbarts ganze Stimmung verdorben war. Es fragt sich übrigens wohl, ob diese Bemerkung richtig war; die Mädchen im Hasli werden wohl auch damals schon eher über alles andere Lieder gesungen haben, als über den Tod eines Hasen.

Am folgenden Tage wurde der Reichenbach nochmals besucht und auch der Alareschlucht Aufmerksamkeit geschenkt. Dann ging es zurück, zu Wagen, über Brienz und zu Schiff nach Interlaken. Hier trat Regen ein. Herbart schreibt: „Nachmittags schloß mich der Regen in's Zimmer ein; ich schwatzte mit Steck vom Hasli.“ Diese Bemerkung wird wohl jeder Leser so verstehen, daß der genannte Freund anwesend war und Herbart sich mit ihm unterhielt. In Wirklichkeit war aber Steck damals in Paris und der Ausdruck: ich schwatzte mit ihm vom Hasli, bedeutet, daß Herbart einen Brief an ihn schrieb. Dies ist eben der Brief, dessen erste Hälfte mit der begeisterten Schilderung der Steiger'schen Familie wir oben mitgeteilt haben. Er ist begonnen in Meiringen am 5. August und beendet in Interlaken am 6. Der zweite Teil desselben soll hier nun gleichfalls mitgeteilt werden.

Interlaken am 6. August [1797].

„Das Haslithal liegt hinter mir — soll ich dir noch von meinen Träumen am Reichenbach erzählen? Es ist eigentlich etwas lächerlich, Träume zu erzählen; wenn aber eine große Naturscene zu großen Gedanken aufgefordert hat — und wenn dann hinterher ein regnichter Nachmittag, wie dieser, einen in eine fremde Wirtstube einschließt, so mag dann ein Freund immerhin erfahren, was der andere Freund wohl möchte, wenn

er könnte und das Schicksal wollte. Zudem ist es denn auch, behielt bestehen, wahr, daß ich ein freher Mensch bin — wahr, daß sich nach 3 oder 4 Jahren ein Absatz in meiner Arbeit zu Märchlichen machen ließe, — möglich, daß die Kraft, die anfing, auch fortfahren und vollenden könnte, — und sehr wahrscheinlich, daß, wenn sie jemals etwas zu vollenden haben sollte, im Hasslithal wol mehr als Ein helfender Geist sie umschweben würde. Weil nun aus Wahrheit, Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit alle Hoffnung in der Welt zusammengesetzt ist — warum sollte der Dämon, der jene Felsen spaltete, um dem ungeduldigen Strome den Weg in diese lachenden Fluren öffnen, der da und dort die schrecklichsten Steinmassen häufte und sie dann mit dem lieblichsten Grün bekleidete, der endlich, um das Meisterwerk zu vollenden, dem tobenden, schäumenden Fluggotte die himmlische Iris vermahlte — warum sollte er nur Felsen, Fluthen, Wiesen und Wäldern gebieten? Warum sollte das Geisterreich sich seinem milden Zepter entziehen? Sieh nur, wie in seinem Gebiete auch die Menschheit so herrlich gedeiht! Sieh nur, wie Gesundheit und Wohlsein in jeder Miene lebt! — Wer hat je diesem Dämon Altäre errichtet? Wer hat mit gebeugtem Knie und inniger Andacht die Fülle seiner Gaben herabgesleht? Flüchtige Dankdagungen sind keine Loblieder, und die Nachricht, man habe sich da wohl befunden, verhallt im Winde, und ist für irdische, nicht für himmlische Ohren, wer aber die schönere Hälfte eines ganzen Jahres dem Gotte weihte, wer die Früchte vieler Mühe und vieler früheren Jahre mitbrächte, wer nur nach sorgfältiger Reinigung, in aufrichtiger Demut, mit hoffnungsvollem Glauben

ihm nahte, wer, flehend um Eine Offenbarung, dennoch alle Sinnen seiner Eingebung öffnete — welcher Lohn, glaubst du, würde dem werden?

„Hier, wo Schönheit und Größe nur einen Körper haben, hier, meinst du, wären sie noch verschiedene Geister? Wenn die Wahrheit für einen Sterblichen hier eine Gestalt annähme, meinst du, hier würde sie in ihrer Nacktheit nicht himmlisch reizend sehn? —

„Ich sah mich schon öfter in meinem Geiste auf einem einsamen Felsen stehen, näher dem ewigen Schnee, als dem Schatten der Wälder, schwitzend in dieser kalten Zone von der äußersten Anstrengung, erzwingend von völliger Abgeschiedenheit, was im Schooße der Behaglichkeit nicht hatte gelingen wollen. Götthe¹⁾ hatte in einem Schlunde auf der Turka an Vollbringung angesangener Werke gedacht, und der Gedanke hatte mich gefaßt. Aber seit gestern und vorgestern denke ich nicht mehr an eine Urndte über der Grenze der Vegetation, und von dem ewigen Schnee verlange ich nur die weiße Spize, die über dem Reichenbach hervorblüht, im Rosenscheine der untergehenden Sonne zu sehn.

A b e n d s.

„Ludwig und Karl schlafen schon neben mir. Der Himmel sende auch ihnen angenehme Träume. — Ludwig erlegt dann gewiß in diesem Augenblicke ein großes, schönes Stück Wild; Karl isßt vielleicht Erdbeeren mit Wein, oder kann schwimmen, wie sein Bruder, oder bekommt ein paar neue Thaler geschenkt.

¹⁾ Briefe aus der Schweiz (Schweizerreise von 1779), Werke in 40 Bänden, 14, 163.

Wenn du, lieber Steck, meine Lieblingsgedanke deiner frommen Wünsche wert hältst, so sehe dir zuerst diese Kinder empfohlen, die jetzt meiner Führung anvertraut sind. Es wäre so schön, wenn sie etwas würden; sie haben Talente, und die Familie, aus der sie entsprossen sind, wäre so ein herrlicher Boden für einen guten Keim."

Der mitgeteilte Brief ist besonders interessant durch die Blicke, die er in den Seelenzustand des Schreibers thun läßt. Herbart gilt sonst eher als kalt und streng, er hatte, namentlich in späteren Jahren etwas Herbes und Verschlossenes, und die mathematische Methode seines Denkens brachte naturgemäß eine gewisse Trockenheit mit sich. Hier dagegen ist er noch ganz der jugendliche, warm empfindende Mensch, den seine Freunde kannten, und was er da schreibt, erinnert vielfach, besonders durch den lyrischen Charakter der Darstellung, an Stimmungen, wie sie in dem im ersten Bande der Werke abgedruckten Blatte aus der Studentenzeit: ein Augenblick meines Lebens, zu Tage treten. Man fühlt, daß ein solcher Mann auch ein guter Erzieher sein mußte.

4. Die Lehrthätigkeit. — Bernische Verwaltung und Politik.

In den Unterrichtsgang, den Herbart mit seinen Böglingen einschlug, sind wir durch die Berichte, die er nach Verabredung etwa alle zwei Monate an Hrn. v. Steiger richtete, genügend eingeweiht. Es sind fünf derselben vorhanden, die in Herbart's Werken sich abgedruckt finden. Erst Dix, in der oben S. 4 erwähnten Abhandlung des Jahrbuchs für wissenschaft-